

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 272.

Dienstag, 13. Oktober.

1931.

Sput auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Davon kann nicht die Rede sein!“ beehrte Siemssen auf, der wohl einsehen mochte, daß er zu weit gegangen war. „Herr Hesselkamp ist Angestellter der Schiffsgesellschaft und hat für die Sicherheit und Ruhe der Passagiere zu sorgen. Meiner Meinung nach gehören die Verdächtigungen, mit denen er nur so um sich wirft, nicht zu seiner Aufgabe! — Bedenken Sie doch, meine Herren —“, fügte er schon etwas ruhiger hinzu: „Was für einen Skandal würde es geben, wenn die Passagiere wüßten, welchem Verdacht sie ausgesetzt werden! — Die Fürstin, die Komtesse, die beiden Brüder Lundquist, haben sich bereits eine nähere Untersuchung gefallen lassen müssen! Und der Mann, der meiner Meinung nach, der wahre Täter ist, läuft unbehelligt hier an Bord herum, bricht nach Belieben in Ihre Kabine ein und . . .“

„Sie meinen Walter Kersten?“ unterbrach Senius seinen erregten Redestrom. „Um — ich bin nicht ganz Ihrer Meinung, wenn Sie da sagen, daß er unbehelligt an Bord herumläuft! Ich wünschte nur, daß ich ihn einmal zwischen die Finger bekäme, um ihm die Durchsuchung meiner Kabine heimzahlen zu können. — Aber — noch ist doch nichts bewiesen, daß er der Mörder gewesen ist!“

Siemssen tat die letzten Züge aus seiner Zigarre. Dann warf er den glimmenden Rest ärgerlich auf den Fußboden und trat ihn aus.

„Also gut — ich werde mich jetzt zusammennehmen, Herr Senius, und versuchen, Ihnen in aller Ruhe klar zu machen, warum gerade Ihr Kersten die Tat begangen haben muß! — Er und die Lundquists waren die Einzigen, die den Aufbewahrungsort des Schmutzes kannten. Die beiden Schweden waren nicht die Täter — die Beweise dafür liegen ja auf der Hand. — Wer bleibt also übrig? — Walter Kersten! — Nach ihm müssen Sie suchen, wenn Sie den wahren Schuldigen haben wollen!“

Senius lächelte. „Schön — wenn Sie es so nehmen, dann kann man Ihnen nicht Unrecht geben. Aber schließlich muß doch auch irgend ein direkter Beweis für seine Schuld sprechen!“

„Aber was wollen Sie denn? — Dieser Beweis ist doch vorhanden! — Erstens ist Kersten ein steckbrieflich verfolgter Verbrecher, zweitens zeugen Blutspuren gegen ihn. Weiter haben Sie noch seine Flucht Warum sollte er fliehen, wenn er unschuldig war? — Also drei Beweise — und Sie nehmen diesen Kerl, dem Sie doch auf den Fersen sind, noch in Schutz! — Wirklich, ich begreife Sie nicht, Senius!“

„Tja —“ machte der andere achselzuckend — „das ist bei mir wohl mehr eine Gefühlsache. Ich kann einfach nicht glauben, daß dieser Mensch ein derartiges Verbrechen begangen haben soll!“

„Dafür aber trauen Sie es einwandfreien Leuten wie diesen schwedischen Millionären zu. Ich kann darin keine Logik sehen!“

Senius nickte vor sich hin. „Ich gebe mich geschlagen, Herr Kapitän! — Also dann lautet unsere neue Parole: „Jagd auf Walter Kersten! — Und vielleicht ist er wirklich der Mann, der diese ganzen Rätsel lösen kann!“

„Ich bin davon überzeugt!“ fiel ihm Hesselkamp ins

Wort. „Und deshalb schlage ich vor, daß wir uns sofort an diese neue und wichtigste Aufgabe machen!“

„Einverstanden! — Aber wo und wie wollen wir beginnen?“

Der Borddetektiv überlegte einen Augenblick lang, dann warf er entschlossen den Kopf in den Nacken: „Es gibt wahrscheinlich einen Verbindungsfaden zu diesem rätselhaften Kersten, — nämlich den Mann, den wir an seiner Stelle in der Kabine fanden . . .“

„Sie meinen diesen Ingenieur — William Knight?“ fragte Senius interessiert.

Hesselkamp nickte hastig. „Natürlich, denken Sie doch nur daran, mit welchen sonderbaren Umständen sein Auftauchen verknüpft war! — Diese unwahrscheinliche Erzählung von dem Überfall in der Kabine, die durch nichts bewiesen wird, und nicht zuletzt die Begegnung, die wir heute vor der Kabine der Fürstin mit ihm hatten — das alles wirkt doch ein recht zweifelhaftes Licht auf diesen Herrn Knight!“

„Gut! Suchen wir ihn auf und setzen wir bei ihm die Daumenschrauben an!“ lachte der andere und ging auf die Tür zu. —

Sie brauchten sich nicht weiter zu bemühen.

Draußen auf dem Gang, vor der Kabine des Kapitäns, stand der Ingenieur William Knight. Das Lächeln, das um seine schmalen, harten Lippen lag, drückte einen spöttischen Triumph aus.

„Ah — da sind Sie ja —“ machte Hesselkamp verblüfft.

„Ja — wie Sie sehen — da bin ich! Ich wollte Ihnen den Weg zu meiner Kabine ersparen!“

Der Detektiv richtete sich drohend auf: „Woher wußten Sie denn, daß wir zu Ihnen wollten?“

Wieder lächelte der sonderbare Ingenieur.

„Oh, meine Herren, Ihre Unterhaltung dort drinnen bei dem Kapitän wurde so laut geführt, daß ich mühelos jedes Wort verstehen konnte!“

„Also — Sie haben wieder gelauscht?“

„Gelauscht? — Gott bewahre! — Ich bin nur ein wenig hier im Gang auf und ab geschlendert. Sie verstehen — bei dem Wetter kann man ja nicht auf Deck gehen — und ein bißchen Bewegung muß sich der Mensch machen!“

Senius schien die Frechheit dieses Mannes zu imponieren. Er unterdrückte ein Lächeln und blickte auf Hesselkamp.

Der schien aufbrausen zu wollen. Dann aber sann er sich und trat ganz dicht auf den Ingenieur zu: „Sie werden uns in Ihre Kabine folgen, mein Herr!“

„Aber mit dem größten Vergnügen! Es ist mir eine Freude, mich mit Ihnen unterhalten zu können!“

„Ich bezweifle, daß diese Unterredung eine große Freude für Sie sein wird . . .“

„Das bleibt noch abzuwarten! — Also bitte, meine Herren! — Der Herr . . . Professor ist doch mit von der Partie?“

„Aber gewiß!“ nickte Senius und folgte zusammen mit seinem Kollegen dem anderen, der bereits den Gang entlang schritt. —

Vor seiner Kabine machte Knight halt und öffnete die Tür: „Bitte, nach Ihnen, meine Herren!“

„Es ist wohl besser, wenn Sie vorgehen, mein Lieber!“ erwiderte Hesselkamp, durch die ironische Freundlichkeit des anderen gereizt.

„Oh — ganz wie Sie wünschen! — Sie fürchten wohl, ich könnte mich auf Französisch empfehlen? Nur keine Sorge, meine Herren! Dazu weiß ich die Ehre Ihres Besuches viel zu hoch zu schätzen!“ Damit hatte er seine Kabine betreten und wartete, bis die beiden anderen ihm gefolgt waren, um dann die Tür zu schließen.

„Machen Sie es sich so bequem wie möglich! Zigaretten stehen dort auf dem Nachttisch. Getränke kann ich leider nicht anbieten, aber wenn Ihnen daran gelegen sein sollte, kann ich ja durch den Steward einen Whisky aus der Bar holen lassen —“

„Danke — danke sehr!“ wehrte Hesselkamp ab.

„Aber der Herr Professor von der — kriminalistischen Fakultät wird vielleicht durstig sein . . .“

„Was soll das heißen — Professor von der kriminalistischen Fakultät?“

„Oh — ich meinte nur — ein Professor, der Ihnen bei der Verbrecherjagd behilflich ist — immerhin eine Seltenheit!“ lächelte William Knight.

Senius hatte sich in die Nähe der Tür gestellt. Jetzt hüftelte er energisch: „Ich bin der Meinung, daß wir diese Komödie beenden können! — Sie haben mich ansehend erkannt, mein Herr, — vermutlich auf Grund Ihrer Horcherei an fremden Türen. — Aber das ist ja nebensächlich . . .“

„Ganz recht! — Kommen wir zum Thema der Stunde!“ Der Ingenieur warf sich in einen Sessel und kreuzte die Arme vor der Brust. „Was wollen Sie eigentlich von mir, meine Herren?“

Wie ein beutegieriger Raubvogel streckte Hesselkamp seinen Kopf vor. „Sie sollen uns eine Frage klären, über die wir bereits heute mittag gesprochen haben —“

„Und die wäre?“

„Wo waren Sie während der ersten drei Tage der Überfahrt verborgen?“

Der Ingenieur markierte ein bedauerndes Achselzucken: „Bereits heute mittag hatte ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich das nicht so genau weiß. Nur vermuten kann ich, daß mich dieser famose Walter Kersten — so hieß er ja wohl? — also daß er mich im Schrank verborgen gehalten hat!“

„Und ich sagte Ihnen, daß das unmöglich sei, denn die dicke Staubschicht auf dem Boden des Schrankes — sehen Sie selbst!“ Hesselkamp war auf den Schrank zugeeilt und öffnete ihn hastig.

William Knight hatte sich aus seinem Sessel erhoben und folgte dem anderen, ein bedauerndes: „Das kommt von der Unsauberkeit der Stewards!“ vor sich himmelnd.

„So — bitte hier — der Staub müßte doch Spuren . . .“

Ganz plötzlich verstummte der Detektiv und starrte auf ein Bündel bunter Papiere, die in dem Schrank lagen. Dann schoß er darauf zu und hob es vor die Augen.

„Senius — kommen Sie doch einmal her!“

Als der Gerufene neben ihm stand, hielt er ihm triumphierend das kleine Paket entgegen: „Hier . . .!“

Senius schnalzte überrascht mit der Zunge: „Alle Teufel — das sind doch Tausendmarkscheine —!“

„Allerdings — und vielleicht —“

„Das Geld Walter Kerstens —“

„Ich zweifle nicht daran! — Ich habe die Liste! Wollen wir vergleichen?“

„Nicht nötig!“ Knight war hinter sie getreten. „Das wird schon so stimmen. Das Geld lag hier, nachdem sich der famose Herr Kersten aus dem Staube gemacht hatte!“

„Das ist nicht wahr!“ beehrte Hesselkamp auf. „Ich habe damals den Schrank durchsucht und nichts gefunden. Außerdem läßt ein Verbrecher eine derartige Beute nicht liegen!“

„Wenn Sie es sagen, dann wird es wohl stimmen!“ gab der andere achselzuckend zu.

„Ich werde das Geld im Auftrage der Penderschen Bank an mich nehmen!“ sagte Senius und machte Miene, das Bündel in die Tasche zu schieben.

Der Ingenieur legte ihm die Hand auf die Schulter: „Halt, mein Verehrtester, das ist wider die Abrede! — Dieses Geld ist mir — sozusagen — anvertraut worden, und ich . . .“

„. . . anvertraut worden?“ Hesselkamp flog auf dieses verräterische Wort. „Dann stecken Sie also mit diesem Kersten unter einer Decke?“

„Um —“ William Knight zuckte lächelnd die Achseln.

„Dann wissen Sie auch, wo er ist?“

„Suchen Sie doch! Vielleicht steckt er hier in der Kabine!“ „Sie sind Walter Kersten —!“

Der Ingenieur lachte, daß er sich an die Wand lehnen mußte: „Einen dümmern Witz habe ich lange nicht gehört! — Wollen Sie noch einmal meine Fingerabdrücke haben?“

„Wo ist Kersten? Leugnen Sie nicht: Sie wissen es!“

„Ich leugne es gar nicht!“

„Also wo ist er?“

„Suchen Sie doch! — Ich bin ja schließlich nicht dazu da, Ihnen Tips zu geben!“

„Herr Knight —“ Hesselkamp nahm sich sichtlich zusammen — „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie einen — Mörder schlügen —“

Wieder lachte der Ingenieur. „Das ist der zweite schlechte Witz, den Sie heute machen! — Walter Kersten ein Mörder — auch gut —“

„Sie scheinen die Sache sehr von der scherzhaften Seite zu nehmen, mein Herr, aber ich werde erfahren, was ich erfahren will und muß!“

„Bitte! — Vielleicht versuchen Sie es einmal auf die Art, daß Sie mir eine geladene Pistole auf die Brust setzen!“

Senius, der der stumme Zeuge dieses tollen Auftritts gewesen war, zog seinen Kollegen bei Seite: „Mann, begreifen Sie denn nicht, daß wir auf diesem Wege nichts erreichen? — Der Kerl ist uns über. Höchstens durch List können wir ihm hinter seine Schliche kommen —“ und dann, zu dem Ingenieur gewandt: „Mit Ihnen ist nicht zu reden, mein Lieber. Sie bringen sich zwar um Kopf und Kragen, aber bis jetzt hat Ihre Unverschämtheit leider den Sieg davongetragen. — Wir sprechen uns bei gelegenerer Zeit wieder!“

Damit machte er kehrt und ging auf die Tür zu.

Hesselkamp zog ihn am Ärmel: „Und — das Geld wollen Sie hier lassen?“

„Gewiß!“ nickte Senius. „Walter Kersten soll doch ein Treuhänder keine Vorwürfe machen!“

„Sie sind ein Ehrenmann, Herr Senius . . . par-don, Herr Professor!“ rief Ihnen Knight nach. Dann standen sie auch schon draußenauf dem Gang.

„Sind Sie verrückt?“ brach Hesselkamp nun los. „Dreihunderttausend M. lassen Sie in den Händen dieses . . . Gauners?“

Senius lächelte sonderbar! „Mit Speck fängt man Mäuse, — mit den Banknoten vielleicht einen Walter Kersten!“

„Ach so — —!“

(Fortsetzung folgt.)

Rheinlandschaft.

Am andern Ufer liegt wie ein Phantom
Das Burggemäuer überm Wald.
Feingliedrig überklammert den bewegten Strom,
Die Insel auch, um die er wallt,
Die Brücke. Von einem Dampfer klirren Ketten
Hinüber zu den Pappeln — dunklen Silhouetten,
Die wie verummte Riesen
Steil vor der Giebelfront des Städtchens stehn
Und zitternd ihre Schatten sehn
Im ewigen Zerfließen.

Die Gloden läuten in der Stadt den Abendsegen
Bis zu den Heiligen und den Marien
In den Kapellen an den Weinbergwegen.
Ein Schiff schwimmt an, und Melodien,
Musik, Gesang und Mädchenstimmen töllen.
Man hört den Bahnzug auf der Brücke rollen,
Und in der Landschaft mischt sich Klang mit Klang.
Und wie so eins ins andre greift,
Wird alles fromm und Übergang,
Wie alter Wein: süß und gereift. Otto Doderer.

Die letzte Stunde hat geschlagen ...

— aber in der Tonfilm-Schule eines Berliner Konservatoriums.

Frühtig Menschen auf einem sinkenden Schiff. — Fräulein Agnes kann nicht daran glauben. — Jetzt bitte, Panik im Kollektiv.

Die jungen Damen und Herren sitzen und plaudern. Man erzählt sich Geschichten, macht Witze, man lacht und macht den Damen den Hof. Eine übliche Abendgesellschaft auf einem Ozeandampfer. Niemand denkt Schlimmes, das Abendbrot war vorzüglich, man ist ruhig und heiter. Da öffnet sich die Tür, ein blonder kleiner Herr mit einer hohen Stirn tritt herein und bleibt in der Tür stehen. Ernst sieht er über die fröhlichen Menschen. Ein junger Mann und eine Dame gehen auf ihn zu. Leise, fast flüsternd sagt er ihnen einige Worte. Die lächelnden Mienen der jungen Leute verdunkeln sich. Der junge Mann, der ohnehin ein blaßes Gesicht hat, ist noch eine Schattierung bleicher geworden. Das Mädchen läßt den Mund offen stehen. In diesem Augenblick sieht die ganze Gesellschaft wie von einer Ahnung durchzuckt auf den Eingetretenen. Das Flüstern verstummt, das Lächeln erstarrt. Schweigen. Auf allen Gesichtern steht die Frage: Was ist? Aber in Wirklichkeit wagt niemand zu fragen. Der Mann mit der hohen Stirn nickt ernst und bricht das Schweigen:

„Sie müssen auf alles gefaßt sein.“

Er sieht sich die beiden jungen Leute an, die ratlos vor ihm stehen, hebt den Zeigefinger und fährt fort: „Wir sahen den Stewart auf den Kapitän zurennen: Das Schiff ist led!“ In diesem Augenblick springen einige Damen und Herren im Hintergrund auf und fragen erregt: „Werden wir untergehen?“ Der Herr macht eine unbestimmte Handbewegung: „Das kann man noch nicht sagen. Wenn wir Glück haben, können wir gerettet werden. Aber ...“ Er spricht den Satz nicht zu Ende.

Er setzt sich vor einen der schaukelnden Tische, stützt den Kopf schwer in die Hand und sieht stieren Blickes über die Menschen. Der Mann macht auf mich den Eindruck eines Seelenpeinigters. Er muß etwas wissen und verschweigt es. Immer sieht er sich die Leute an und schwelgt scheinbar in der Stimmung von Zweifel und Angst, die seine beunruhigenden Worte hervorgerufen haben. Er sieht über alle die Leute, die jungen Liebespaare, die bis zum Augenblick seines Kommens die Lebensfreude selbst waren und jetzt dasitzen, beklemmt, niedergeschmettert, selbstbar auseinandergerissen und entfremdet. Jeder denkt nur an sich und sein Schicksal, das auf dem Spiel steht. Er sieht sich den älteren Herrn an, der, den Finger auf die Lippen gepreßt, stumm dasitzt, auf die Dame der Gesellschaft, die gerade das Gesicht pudern wollte und jetzt die Quaste fallen läßt und ihre bleichen Hände kraftlos herunterhängen läßt, wie der sterbende Schwan den Kopf. Er sieht in die andere Ecke, wo sich die Frau mit den tiefen Falten zwischen den Augen in die Lippen beißt und eine andere die Faust auf den Tisch preßt und eine dritte matt im Sessel liegt. Es ist eine Stunde großer Beklemmung. Die Unruhe greift auf alle über, auch auf mich.

Jetzt steht der Mann auf und sagt: „Ich muß es Ihnen sagen: es gibt keine Rettung mehr. Noch wenige Minuten, und es ist aus.“

Wieder läßt er seinen scharfen Blick über die Menschen gleiten und wiederholt mit scheinbar zitternder Stimme: „Es ist aus! Wir müssen alle sterben!“

Werkwürdig, wie dieser harte Satz wirkt. Man sollte denken, die Leute schreien auf. Aber keine einzige Stimme wird laut. Nur die Gesichter werden finsterner, die Augen größer, die Lippen beben, der Mund bleibt offen, mit leisem Aufstöhnen fällt eine Frau gegen die Wand und läßt alle Glieder schlaff hängen. In der Todesstille hört man das rasche Gehen des Atems, fast das Klopfen des Herzens. Sonst keine Schreie, kein Aufschluchzen, kein Wehklagen. Nichts.

In dieser furchtbaren Panik geht der Mann zu einer jungen Dame und fährt sie an: „Haben Sie mich nicht verstanden, Fräulein Agnes? Das Schiff sinkt! Alles ist aus! In 2 oder 3 Minuten müssen wir alle sterben und Sie verderben mir alles mit Ihrem ausdruckslosen Gesicht, ganz als ob der Stewart gesagt hätte, daß das Frühstück 2 Stunden später kommt.“

„Aber, Herr Doktor“, sagt Fräulein Agnes, „ich kann mir die ganze Sache nicht vorstellen. Entschuldigen Sie, aber das Ganze ist mir lächerlich, ich kann nicht daran glauben.“

„Sehen Sie Fräulein Hannelore an, oder Frau Dagendorn, oder alle die anderen. Alle begreifen die große Katastrophe, nur Sie wollen nicht kapieren.“

„Ich kann nichts dafür. Ich kann mich nicht hineinsetzen. Ich sage mir immer, ich muß sterben, ich muß sterben, aber ich, ich kann nicht daran glauben.“

„Dann treten Sie zur Seite, ernste Rollen sind für Sie nicht geeignet.“

Während dieses Zwiegesprächs hat sich die Gesellschaft etwas aufgelockert. Aber nachdem Fräulein Agnes ausgeschaltet ist, kehrt die alte Stimmung zurück. Der Doktor ist auch befreit,

diese Stimmung auf der Höhe zu halten, denn die große Szene ist ja noch nicht ausgespielt.

„Also, Frau Dagendorn, Sie haben doch kapiert? Der Kapitän hält das Schiff für verloren. Wir gehen unter. In 2 Minuten öffnet sich die Tür und herein kommt der Tod. Die Wellen des Meeres verschlucken uns. Es ist aus. Es ist die letzte Minute, hier in der Kehle pocht es. Es ist die Glode des Todes, Schluß!“

Frau Dagendorn greift sich zum Hals, sie will etwas sagen. Die Stimme versagt ihr den Dienst. Die Zunge liegt schwer im Munde, die Lippen beben, das runde Gesichtchen wird schmal, die Augen öffnen sich weit. Aber kein einziges Wort spricht sie. Sie ist der lebende Schrei.

„Gut“, sagt der Doktor, „und Sie, Fräulein Hannelore?“

Fräulein Hannelore steht zusammengebrochen da. Mund und Augen sind fest geschlossen. Die Wangen sind von der Schminke rot, aber im Lampenlicht scheint doch das Blasse durch.

„Jetzt möchte ich eine Gruppe haben“, sagt der Doktor.

„Wer fühlt sich imstande, die Panik im Kollektiv auszudrücken?“

„Ich, Herr Balas! Ich, Herr Doktor! Ich, Herr Balas!“

Dr. Balas wählt die Gruppe aus und stellt sie zu der Tür.

„Also, beginnen wir von neuem. Sie müssen wissen, daß das Schiff unrettbar verloren ist und Sie alle sofort aufgeben müssen.“

Die Drei reißen ihre Körper zusammen, der eine umklammert den anderen. Die Dritte, eine Dame, läßt ihren Kopf auf die Brust des Nebenmannes fallen und ihre Hände schlaff herunterhängen.

„Ritsch!“ sagt Dr. Balas. „Sie müssen es viel natürlicher machen.“ Er macht es ihnen vor. „Ich würde an Ihrer Stelle“, sagt er zu der Frau, „nur unbewußt den Mann angreifen, wie ein Ding, einen Ballen, ein Brett. Ich würde nicht die tödliche, unwahrscheinliche Geliebte spielen: gemeinsam in den Tod.“

Eine kleine Debatte entsteht. Auch die Zuhörer, die bisher das Ganze ernst verfolgt haben, greifen ein, als ob sie wirklich alle auf einem sinkenden Schiff säßen. Jeder erklärt, wie er sich diese Szene vorstellt. Könnte man auch sprechen, schreien, aufschreien, so wäre alles ja viel leichter. Aber hier in dieser Stunde in der Tonfilmschule eines Berliner Konservatoriums handelt es sich ja nur um Mimik und Gebärden. Man muß die Tragik des Momentes ohne Worte ausdrücken können, stumm, wie für einen stummen Film. Der Ton kommt auch hier später, genau wie beim Synchronisieren des Films. Die Hauptsache ist und bleibt das Spiel des Körpers und der Mienen, der Ausdruck der großen inneren Erschütterung durch die erschütterte Seele.

Die Stunde ist noch nicht zu Ende. Dr. Balas, der Lehrer, muß noch einige Male die aufwühlende Nachricht bringen, daß die Maschinen versagen, daß das Schiff led ist, eine Schraube abgebrochen ist und ähnliches. Und die kleine Gesellschaft, die in diesem Unterrichtszimmer wie in dem Gesellschaftsraum eines Schiffes sitzt, muß noch einige Male die große Katastrophe durchleben, die Tragödie des herannahenden Todes erfassen, erleben und vermitteln. Denn im Hintergrund steht der junge Mann mit dem Korbellaufen, und wenn eine Szene besonders gut gelungen ist, wird sie wiederholt und gedreht und so verewigt. Vielleicht ist es keine Verewigung für die Öffentlichkeit, vielleicht ist es nur eine Art Prüfungsarbeit, die vor der Kommission kommt, die danach ihre Noten erteilt: Sehr gut, Gut, Genügend, Mangelhaft.

Schillerjalter.

Skizze von Frida Schanz.

Als Roderich Gundrat eine Kennbasse Gisela zum ersten mal richtig kennen lernte, verspierte er eine angenehme Enttäuschung. Daß sie so besonders war, so strahlend lebendig, hatte seine Mutter ihm nicht gesagt. Das ist ja ein Prachtmädel, dachte er. Aus lauter praktischen Rücksichten hatte seine gute Mutter ihn immer wieder gedrängt, die Freunde am anderen Ende des Thüringer Waldes einmal aufzusuchen, sich die erwachsene Tochter einmal „anzusehen“, vielleicht eine Verbindung herbeizuführen. Nicht nur zwischen ihm und ihr. Die beiden Fabriken hatten zu Lebzeiten der Besitzer, der beiden Kommerzienräte, Hand in Hand gearbeitet. Zwischen den Witwen, den einstigen Pflugeschwestern und besten Freundinnen, war dann, wohl durch Schuld der beiderseitigen Geschäftsführer, eine Spannung eingetreten. Die Gedanken von Roderichs Mutter hatten weite Sicht. Sie wünschte und plante, seit sie einmal eine lange Zugstrecke mit der herangewachsenen Gisela gefahren war, mehr als sie laut sagte. Jedenfalls sollte Roderich einen geschäftlichen Vorwand benutzen und zwischen den beiden einst so eng befreundeten Häusern eine Brücke schlagen. Vorsichtig, mit zarten, sauberen Farben, malte sie ihm dabei Giselas Bild: blond, ruhig-schön, sehr wohl-erzogen. Aus der Kinderzeit her hatte Roderich so eine brave stille Gisela auch selbst noch im Gedächtnis.

Welche Überraschung, als die Kennbasse kurz vor dem Abendessen, zu dem er nach befriedigenden geschäftlichen Abschlüssen sehr warm und herzlich eingeladen worden war, heiß von einer Tennispause ins Zimmer trat.

Einen Augenblick sah sie drein, als hätte sie sich vor dem fremden Gast lieber geordneter, lieber im regelrechten Abendkleid, maulglatt frisiert, sehen lassen als so im kurzen Sportkittel, mit vom Winde ledig gekämmtem Haar.

Aber Roderichs erster Blick mußte ihr sagen, daß sie ihm gerade so gefiel.

Sie fing den Blick auf, und es war in einem Augenblick hin und her ein seltsames Bündeln. Mit viel Reden und Lachen wurde die alte Kinderfreundschaft wieder aufgenommen.

Plötzlich und nedend, oft in einem zündenden Einanderverstehen gemeinsam hell auflachend, brachten die beiden jungen Menscheninder den Abend zu. Aus beiden weckte Laune und Lebenslust, schimmernde, sprühende Feuerwerkspiele.

Gisela ließ sich erzählen und erzählte. Ein Fasanenvogel, Hanne und zehn Küchlein, hatte sie am Morgen vor den Mähern gerettet. In einem unbenuzten Briefkasten an einer Mauer tür des kleinen Parks wußte sie ein Nest. Sprudelnd voll Lebhaftigkeit und Glück wußte sie das zu berichten. „Man muß sie nicht nur erzählen hören, man muß sie erzählen sehen“, dachte Roderich. Sein Herz schlug froh, sommerwarm. Aus dem Heute freute er sich schon still auf morgen. Nach kurzer Verständigung mit ihrer Mutter hatte Gisela ihn zu einer Wagenfahrt durch den schönsten Teil des Thüringerwaldes eingeladen. Ein kleiner neu gekaufter Kraftwagen sollte vom alten Chauffeur zum ersten Male eingefahren werden.

Auch Gisela freute sich auf die Fahrt. Aber nicht mehr unbefangen. Als die Lichter im Hause verlöscht waren, fand sie auf einmal, sie freute sich zu stark und sehr. Wie im Leben hatte sie alle Lichter ihres Herzens so rasch für einen Menschen angebrannt. Ein wiederholtes eigenartiges Anlächeln ihrer Mutter fiel ihr ein. Sah die in ihrem fröhlichen Zusammenfinden mit Roderich mehr, als sie selbst darin gesehen? Und glaubte die Mutter die Wünsche der Tochter mit den ihren eins? Glühend heiß überdachte es Gisela. Eine Hemmung, eine feine schauernde Durchkältung, war auf einmal in ihr.

Die lag, als Gisela am sehr frühen anderen Morgen im roten Fahrmantel und runder Reisetasche aus dem Haustor an den Wagen trat, deutlich lesbar in den Augen des Mädchens über dem schmalen Gesicht.

Roderich fühlte mehr als Begeisterung in sich. Bei seinem frühen Frühstück im kleinen Gasthof hatte er mit jedem Gedanken an dieses reizvolle Bäschen gedacht.

Wo war in dieser Morgenfrühe aber der bewunderte Reiz? Fein und vornehm genug sah sie aus, aber doch sprach aus ihrem Wesen und Aussehen heute früh kein Hauch zu seinem Herzen. So seltsam schön meinte er sie gestern Abend gesehen zu haben. Nun war's, als sei etwas Unbestimmbares, Rauberhaftes weggestrichen, ausgelöscht. Sein erster Blick auf sie, sein erstes Wahrnehmen der Veränderung war hauchloser Schmerz, Enttäuschung. Wie rauhe Morgenfüße, für Gisela merkwürdig spürbar. Noch strenger zog sie sich in sich selbst zurück. Alltäglich wurden ihre Worte, immer seltsamer verändert, immer farbloser erdichen ihr Wesen dem sich aus seinem ersten schönen Herzenstraum reißenden Mann.

Sich immer mehr entfernend fuhren die beiden jungen Menschen durch den Wald. Wohl wollten die beiden mit Bewußtsein den Heimatzauber trinkenden Herzen jauchzen. Aber Laune und Stimmung waren wie in tausend unsichtbare Schlingen verfangen. Unsicher, fast vorsichtig, brauchte Roderich das gestern noch so fröhliche Du. Aus Giselas Reden und Antworten war es ganz gestrichen. Kühl, ernst, gehalten, mit leisen Empfindlichkeiten gemischt, ging das Gespräch hin und her.

Da verlangsamte an einer feuchten Senkung der uralten Waldbahnstraße der Chauffeur auf einmal die Fahrt.

„Da gibt's was zu sehen. Das müssen ihrer ein paar tausend sein!“

„Was denn?“ forschte Gisela, lebhaft vom Sitz in die Höhe schnellend.

„Nu — doch Schmetterlinge!“

Einen hellen Ruf, fast einen Schrei der Freude, stieß Gisela aus. „Stimmen! — ja! Schillerfalter! Diese Masse! Das ist doch zu entzückend! Kommen Sie, Roderich, wir steigen aus!“

Sie taten's. Was sich ihren Blicken da darbot, war reizend. Die Ränder der sonnenbeschienenen tiefen, nassen Wagenfurchen in der kleinen Bodensenkung waren von sangenden, schwarz-violetten Schmetterlingen dicht besetzt. Ein einziges zartbevegtes dunkelbuntes Perlmutterschillern blühte in der Sonne.

„Nein, nein! Ist das schön! Ist das schön!“ In glückseliger Aufregung sprudelt es Gisela heraus. „Schau doch, schau doch!“ — das „Sie“ war augenblicklich total vergessen — „dieses Gedrängel, dieses Gewusel von Schmetterlingen! Und so sanft, so leicht und leise. Keiner tut dem andern weh.“ — Ungehemmt leuchtete sie in ihrer Schmetterlingsbegeisterung Roderich an.

Eine Wolke von Faltern stob jetzt auf. Das irisierende Schwarz der seidigen Mäntelchen schillerte im süßesten Weichenblau. Ein

sich losender loser Schwarm flatterte um Giselas Mantel wie um eine rote Blume.

„Sieh doch dieses Farbenspiel, dieses dunkelgoldene, grün-lila Funkeln!“

Sie fuhren weiter. Wie auf Verabredung hatte sich auch der ganze Faltertschwarm nach dem Waldbande aufgemacht.

„Hättest du Spaß daran?“ funkelte Gisela ihren Nachla an. Er lachte. „Großen Spaß! Noch größeren aber an dir.“

„Wieso?“

Er hielt ihre Hand in der seinen und sah sie ein Weichen stillbesinnlich an. „Gisela“, sagte er dann. „Was war heute morgen eigentlich los mit dir? Was hättest du?“

Sie sah vor sich hin. „Ja, was war los?“

Er fuhr fort. „Dieser Glanz gestern Abend ... Das war ja, als gehörten wir zusammen, von Stunde mehr wie ein Freundes-, wie ein Liebespaar!“

Sie nickte. „Ja, und so kann's gehen. So wie du mich gestern Abend sahst, bin ich laun. Hinterher war ich mir deshalb gar nicht recht. Wie ich mich heute früh verhielt, das ist sehr viel mehr mein Wesen, matt — langweilig — still — —“

Er hätte am liebsten aufgeschaukelt. „Und dann wieder von so funkelnder Schönheit —“

Zu ernst aber meinte Gisela es mit ihrer Selbstkritik, dem ehrlichen Bergleibern ihres Wesens vor diesem frischen, natürlichen Menschen, der ihr so sehr gefiel. Was dabei herauskam, war für beide erprießlich. Roderich fing auch ihre andere Hand. Er ward nicht mit klaren Worten, machte keinen Antrag. Auch ohne das machte ihr beiderseitiges Schicksalsmoment sie eins.

Das erste Wort, das sie nach einem Kuß aus seinem frohen Mund hörte, war: „Mein Schillerfalter! Du mein geliebter Schillerfalter!“

Das Rasierwasser.

Von Gustav Hellström.

Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.

Ich saß in einem Klub in London. Mir gegenüber saß ein Herr, der Romane schreibt. Er erzählte mir den Inhalt des Romans, an dem er gerade arbeitete.

Der Roman handelte von einem jungen Manne in London, der jahrelang ein leichtsinniges Leben geführt hatte. Aber dann war er eines Abends einem Mädchen begegnet, das Dorothy hieß. Er verliebte sich ernstlich in sie, daß er beschloß, ihrewegen ein neues Leben anzufangen. Auch Dorothy verliebte sich in den jungen Mann, der ein leichtsinniges Leben geführt hatte, und am nächsten Tage ging der junge Mann zu Dorothys Papa und bat ihn um ihre Hand.

Aber der Papa stampfte dreimal mit dem Fuß auf den Tisch und sagte:

„Nie im Leben bekommen Sie meine Tochter!“

„Wir werden ja sehen“, erwiderte der leichtsinnige, junge Mann und fuhr nach den Philippinen, wo er bei der reitenden Polizei (Mounted Constabulary) Anstellung fand.

Zehn Jahre später kehrte er nach London zurück, suchte Dorothy auf und wiederholte seinen Antrag. Dorothy, die während all dieser Jahre nur an den früher so leichtsinnigen, jungen Mann gedacht und für ihn empfunden hatte, wies ihn an ihren Papa.

Aber wieder stampfte Dorothys Papa dreimal mit dem Fuß auf den Tisch und sagte:

„Nie im Leben!“

Als mein englischer Freund diese Geschichte erzählt hatte, tat er einen langen Zug aus seiner Pfeife und sagte:

„Well, finden Sie nicht, daß das ein ausgezeichnetes Motiv für einen Roman ist?“

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Dieses Motiv war, so weit ich wußte, so lange benutzt worden, wie der englische Roman existierte.

Aber um etwas zu sagen, bemerkte ich:

„Verzeihung, aber Sie haben zweimal gesagt, daß Dorothys Papa mit dem Fuß auf den Tisch gestampft hat. Sie meinten wohl Erdboden!“

„Nein“, sagte der englische Schriftsteller, „ich habe Tisch gemeint. Dorothys Papa ist nämlich Tischschneider.“

Da brach ich in Lachen aus und lachte derart hemmungslos, daß ich aufwachte.

Zu meinem ungemeinen Erstaunen stampfte es wieder dreimal.

Ich machte mich mit Gewalt munter und sagte:

„Herein!“

Es war das Hausmädchen, das schon dreimal an die Tür geklopft hatte, um mir das Rasierwasser zu bringen. . .